



Kai  
Meyer

Die Bücher,  
der Junge  
und die  
Nacht

*Roman*

KNAUR 

**Kai Meyer**

**Die Bücher, der Junge und  
die Nacht**

**Roman**

# Über dieses Buch

Dichter Nebel wogt durch die Gassen der Bücherstadt Leipzig, 1933, als das Böse die Macht ergreift. Hier entspinnt sich die tragische Liebe des Buchbinders Jakob Steinfeld zu einer rätselhaften jungen Frau. Juli hat ein Buch geschrieben, das sie einzig ihm anvertrauen will. Doch bald darauf verschwindet sie spurlos. Fast vierzig Jahre später ist auch Jakobs Sohn Robert den Büchern verfallen. Als die Bibliothekarin Marie ihn bittet, ihr bei einem Auftrag der geheimnisumwitterten Verlegerfamilie Pallandt zu helfen, stoßen sie auf das Mysterium eines Buches, dessen Geschichte eng mit Roberts eigener verknüpft ist – es ist der Schlüssel zum Schicksal seiner Eltern.

# Inhaltsübersicht

**1. Kapitel**

**2. Kapitel**

**3. Kapitel**

**4. Kapitel**

**5. Kapitel**

**6. Kapitel**

**7. Kapitel**

**8. Kapitel**

**9. Kapitel**

**10. Kapitel**

**11. Kapitel**

**12. Kapitel**

**13. Kapitel**

**14. Kapitel**

**15. Kapitel**

**16. Kapitel**



**17. Kapitel**

**18. Kapitel**

**19. Kapitel**

**20. Kapitel**

**21. Kapitel**

**22. Kapitel**

**23. Kapitel**

**24. Kapitel**

**25. Kapitel**

**26. Kapitel**

**27. Kapitel**

**28. Kapitel**

**29. Kapitel**

**30. Kapitel**

**31. Kapitel**

**32. Kapitel**

**33. Kapitel**

**34. Kapitel**

**35. Kapitel**

**36. Kapitel**

**37. Kapitel**

**38. Kapitel**

**39. Kapitel**

**40. Kapitel**

**41. Kapitel**

**42. Kapitel**

**43. Kapitel**

**44. Kapitel**

**45. Kapitel**

**46. Kapitel**

**47. Kapitel**

**48. Kapitel**

**49. Kapitel**

**50. Kapitel**

# 1

1943

**B**omben fielen vom Nachthimmel, als der Junge sein Gefängnis verließ, den Raum ohne Fenster, den Raum voller Bücher.

Er war zehn Jahre alt und ebenso lange eingesperrt gewesen. An den Wänden seines Zimmers reichten die Regale bis zur Decke, die Bücher standen Rücken an Rücken, viele in dichten Doppelreihen. Mit fünf hatte man ihm das Lesen beigebracht, seitdem war seine Welt aus Papier.

In dieser Nacht erfuhr er, dass kaum etwas besser brannte.

Das Draußen seiner Träume, in das er sich jahrelang fortgelesen hatte, war voller Heldenmut und Abenteuer, ein Panorama großer Taten und Leidenschaften, in dem die Menschen beständig die Liebe beschworen und das hohe Ideal der Freiheit priesen. Dort kämpften Männer und Frauen, um beides zu erlangen, die Liebe und die Freiheit, doch dem eingesperrten Jungen waren solche Ziele so fremd wie die Stadt jenseits der Zimmertür, so

unerreichbar wie die Steppen der Tataren und die Meere wilder Seeräuber.

Vor wenigen Minuten, kurz vor vier in der Nacht, hatten ihn Erschütterungen und ohrenbetäubender Lärm aus dem Bett getrieben. Regale waren umgestürzt und hatten zahllose Bücher unter sich begraben. Dann war Rauch unter der Tür hervorgequollen, weiß und dicht und beißend. In Windeseile hatte er sich Kleidung und Schuhe übergestreift und sich am Kopfende seines Bettes zusammengekauert, mit angezogenen Knien und brennenden Augen, und darauf gewartet, dass jemand kommen und ihn holen würde.

Keiner war gekommen. Da war ihm klar geworden, dass er sterben würde.

Er hatte die Luft angehalten, während der Türspalt immer heller geglüht hatte und Funken darunter hervorgestoben waren. Das Trommelfeuer aus Detonationen war erst weitergezogen, dann zurückgekehrt. Schließlich hatte eine markerschütternde Explosion die Welt aus den Angeln gehoben, lauter und kräftiger als alle zuvor, und der Boden war mitsamt der Bücherberge eingestürzt und hatte den Jungen verschlungen.

Im nächsten Moment fiel er mit seiner Matratze auf einen harten Kellerboden, umwirbelt von einer Schleppe aus Rauch. Geistesgegenwärtig sprang er auf und lief los, durch eine Dunkelheit ohne Flammen, hinaus in einen Gang, durch den man ihn vor fast einem Jahr an



Weihnachten hinüber ins große Haus geführt hatte, in eine Bibliothek, in die sein kleines Bücherzimmer viele, viele Male gepasst hätte. Damals waren von irgendwoher leise Musik und der Geruch von Gebäck herangeweht – beides nicht für ihn –, während er dort hatte stöbern dürfen. Und dann hatte man ihn mit einem Stapel neuer Bücher zurückgebracht, wieder durch diesen unterirdischen Gang, der das große Haus mit dem kleineren verband, zurück in seine Schatzkammer der Geschichten, seinen Kerker aus Buchstaben und Schweigen.

Heute aber, in der Nacht des Luftangriffs, führte ihn derselbe Gang in die Freiheit. Benommen, immer wieder hustend, lief er durch den Korridor hinüber in das Haus, in dem jene lebten, die ihn festgehalten hatten. Als er die Treppe zum Erdgeschoss erreichte, schlug ihm von oben Hitze entgegen. Er presste die Armbeuge vor Nase und Mund, kniff die Augen zusammen und sprang die Stufen hinauf, geradewegs ins Feuer.

Die Villa brannte lichterloh, und die neue Welt des Jungen, die ihm für Minuten so unverhofft grenzenlos erschienen war, schrumpfte abermals auf wenige Meter zusammen.

Hätte er sich in dieser Minute wie ein Vogel in die Lüfte erheben können, hoch über die Dächer des Graphischen Viertels, dann hätte er Leipzig brennen sehen, eine Hölle aus lodernden Straßenzügen, ein Labyrinth verwinkelter Flammenwände, durch das rußschwarze Menschen irrten

und über verkohlte Leichen stiegen. Dann hätte er die teuflischen Stürme gespürt, die entstanden, als die Feuersbrünste den Himmel über der Stadt zum Kochen brachten, sodass die Luftmassen über dem Zentrum in die Höhe stiegen und jene aus den Randgebieten mit sich zerrten, ein Mahlstrom aus Höllenhitze, der Trambahnen von den Schienen riss und Autos gegen die Fassaden schleuderte. Er hätte beobachtet, wie all die Bücherlager und Papierhallen zu turmhohen Fackeln wurden und Buchseiten in endlosen Strömen durch die Straßen trieben.

Vielleicht hätte er auch intimere Vignetten der Vernichtung mitangesehen, etwa die kostbare Sammlung historischer Buchstabentypen, die zu Schlacke geschmolzen die Treppe einer Druckerei hinabfloss und als silbriges Kauderwelsch im Hof endete. Oder die Halle mit brennenden Lesebändchen, die sich wie Zündschnüre schlängelten und zu Asche zerfielen. Er wäre Augenzeuge geworden, wie in wenigen Stunden fünfzig Millionen Bücher verbrannten, zweitausend Menschen starben und das legendäre Graphische Viertel, das Herz der alten Bücherstadt, für alle Zeiten verging.

Doch von alldem sollte der Junge erst später hören, nach seiner Begegnung mit dem Maskenmann.

Der Fremde kam aus einem brennenden Türrahmen auf den Jungen zu, packte ihn und riss ihn mit sich. Keinen Atemzug später schmetterte dort, wo das Kind gestanden hatte, ein gläserner Kronleuchter auf den Boden und

zersprang in einer klirrenden Kaskade. Der Junge schrie auf, aber nicht sehr laut, denn er war das Sprechen nicht gewohnt und das Schreien erst recht nicht. Als er wieder auf eigenen Füßen stand, beugte sich die massige Gestalt zu ihm herab, ein Unhold in langem Ledermantel und Gasmasken, ein Furcht einflößender Bastard aus Pestdoktor und Märchenriese. Ehe der Junge sich wehren konnte, wurde ihm ebenfalls eine Maske übergestülpt, der Mann rief: »Atme!«, und dann sah er die Welt durch zwei runde Scheiben und saugte tranige, stinkende Luft in die Lunge.

»Ganz ruhig atmen!«, brüllte der Mann, kaum zu verstehen durch seinen klobigen Rüssel aus Kunststoff und Metall. »Wenn du leben willst, musst du dich beruhigen!«

Der Junge atmete tief ein und aus, konzentrierte sich auf seine Nase, seinen Hals und seinen Brustkorb. Seine Panik legte sich weit genug, dass er wieder klar denken konnte. Ganz in der Nähe fauchten Flammen, ihre Hitze schmerzte auf seiner Haut.

Das Gesicht des Fremden war nicht zu sehen, selbst seine Augen blieben unsichtbar hinter dem Glas. Aber der Junge spürte, dass er ihn beobachtete, abschätzte, vielleicht überlegte, ob sein Leben es wert war, gerettet zu werden.

»Komm mit«, sagte der Mann. Er fragte nicht nach dem Namen des Jungen, der sich selbst kaum noch daran erinnern konnte. Man hatte ihn immer nur »Junge« genannt. *Junge, tu dies, Junge, tu das. Putz dir die Zähne,*

*zieh dich ordentlich an. Weine nicht. Vor allem das: Junge, weine nicht.*

Er hatte schon lange nicht mehr geweint.

Kurz überlegte er, vor dem Mann davonzulaufen, aber er wusste nicht, wohin. Überall Feuer und Rauch. In einem Bilderrahmen brannte ein Frauengesicht; es sah aus, als wäre ihr Haar aus Flammen.

»Mach schon!«, rief der Mann, packte die Hand des Kindes und zog es mit sich, durch eine zweite Tür und einen vernebelten Korridor hinab. Hinter dunklen Holztäfelungen stieg Rauch auf. Alle Türen waren aus den Rahmen gebrochen: Die auf der rechten Seite lagen kreuz und quer im Gang, die auf der linken in den offenen Zimmern. In der Ferne dröhnten weitere Explosionen, aber keine Sirene, keine Geschütze zur Gegenwehr. Die Stadt schien so hilflos wie ein Ameisenhaufen, in den jemand Streichhölzer warf, um das brennende Gewimmel zu bestaunen.

Sie erreichten einen Raum, den der Junge wiedererkannte. Dies war die Bibliothek, in die sie ihn an Weihnachten gebracht hatten. Der Stuck war in großen Brocken von der Decke gefallen. Ein weiterer Kronleuchter lag mitten im Zimmer, umschlungen von einer schweren Kette. Auch hier waren Regale umgestürzt, Bücher bedeckten Parkett und Teppich. In einer Wand hatte sich neben einer hohen Eichentür ein Spalt aufgetan. Am Fuß der Tür lagen ein Brecheisen und ein Hammer. Offenbar

hatte jemand – der Mann? – vergeblich versucht, den Eingang aufzustemmen. Durch die gerissene Wand hatte sich der Rahmen verzogen und die Tür unpassierbar gemacht.

»Du musst durch den Spalt in der Mauer klettern«, brüllte der Maskenmann.

Die Augen des Jungen folgten seinem Blick. Die dunkelgrüne Tapete war vom Boden bis zur Decke aufgerissen, die Ränder mit Verputz gepudert.

»Ich pass da nicht rein!«, rief der Mann. »Du schon!«

»Geht es da nach draußen?«, fragte der Junge zaghaft.

»Ich versteh dich nicht!«

»Geht es da nach draußen?«

»Du kannst also sprechen.«

Der Junge nickte.

»Dahinter ist ein Zimmer. Ein geheimes Zimmer. Du kletterst hinein und bringst mir ein Buch, das dort liegt.«

»Hier sind überall Bücher. Woher weiß ich, welches du willst?«

»Da drüben gibt es nur ein einziges. Bevor der Angriff losging, war es auf einer Art Altar drapiert.«

Der Junge kannte einen Altar nur aus Romanen und stellte sich einen Tisch vor, auf dem weiße Kerzen standen.

»Ist es eine Bibel?«

»Nein. Es heißt *Das Alphabet des Schlafs*.« Tief im Haus stürzte lärmend eine Decke ein, gefolgt von einer Wand.

»Du musst dich beeilen. Wenn du mir das Buch bringst, schaffe ich dich lebend hier raus.«

»Versprochen?«

»Ehrenwort. Und jetzt los! Hier wird gleich alles brennen.«

Dem Jungen blieb keine Zeit zum Nachdenken. Kurzerhand lief er zum Spalt und begann, sich hineinzuzwängen. Wenigstens drang von dort kein Rauch herüber, auf der anderen Seite war es dunkel. Die Gasmasken behinderte ihn und er wollte sie herunterziehen, aber sofort war der Mann heran und hielt seine Hand fest.

»Nicht. Der Rauch bringt dich um.«

»Aber damit pass ich nicht durch.«

»Doch, tust du. Du bist sehr dünn. Dreh den Kopf zur Seite, während du dich durchschiebst.«

»Aber -«

»Sieh mich an!«

Während der Junge sich in den Spalt zwängte, drehte er das Gesicht mit dem Maskenrüssel so weit es ging nach links. Erst jetzt bemerkte er, dass hinter dem Mann ein hohes Fenster geborsten war. Draußen im Freien brannten drei Baumkronen wie Medusenhäupter aus Flammen, umwabert von dichtem Qualm. Durch den Rahmen sahen sie aus wie eine Zeichnung aus seinen Sagenbüchern.

Die Mauer war zweimal so breit wie er selbst. Auf halbem Weg zur anderen Seite blieb er stecken. Ihm war, als hörte er ein Knirschen. Vielleicht schloss sich der Spalt



gerade wieder, vielleicht stürzte das ganze Haus über ihm ein. Sein Hals tat weh, weil er ihn so unnatürlich verrenken musste, und ihm wurde bewusst, dass er nicht sah, wohin er sich bewegte und was dort vor ihm lag. Stattdessen hatte er keine andere Wahl, als den Mann anzusehen, den schwarzen Koloss aus Leder und Gummi.

»Mach schneller!«

»Ich steck fest!«

»Dann atme aus. Du musst die ganze Luft aus deiner Lunge drücken!«

Der Junge gehorchte und konnte sich tatsächlich wieder bewegen. Augenblicke später ertastete seine rechte Hand die Kante am Ende des Spalts, klammerte sich darum und zog. Der Druck auf seine Brust ließ nach. Im nächsten Moment war er frei.

Oder, nein, nicht frei. Allein in einem dunklen Zimmer ohne Fenster, hinter einer verschlossenen Tür. Schlagartig war alles wie immer, wenn sie von außen das Licht gelöscht hatten, um ihn für seinen Ungehorsam zu bestrafen. Wenn er nicht lernte und die Aufgaben nicht erledigte, die sie ihm stellten. Sie hatten ihn gefangen gehalten, aber sie hatten keinen *dummen* Gefangenen gewollt, das hatten sie wieder und wieder gesagt.

*Lese. Lerne. Sei respektvoll und gehorsam. Wasch dich und treibe Gymnastik. Achte auf deine Gesundheit und iss das Gemüse.*

»Hier!« Der Mann reichte ihm mit gestrecktem Arm eine schwere Stablampe durch den Spalt. Sie war bereits eingeschaltet.

Der Junge nahm sie entgegen und blickte sich um. Der Raum maß etwa vier Meter im Quadrat. An den Wänden hingen gerahmte Fotografien einer jungen Frau mit hellem Haar. Auf manchen Bildern war ein Kind zu sehen, ein Mädchen. Wahrscheinlich dieselbe Person, dachte der Junge. Es gab noch mehr Dinge: ein zerbrochenes Tintenfass, einen Füllfederhalter und eine wuchtige Schreibmaschine.

»Das Feuer kommt näher!«, erklang die dumpfe Stimme des Mannes von der anderen Seite. »Siehst du das Buch?«

Da *war* ein Buch. Es war von einer Ablage gerutscht, bei der es sich womöglich um den Altar handelte, von dem der Mann gesprochen hatte. Besonders eindrucksvoll sah er nicht aus. Der Junge bückte sich und hob es mit der linken Hand auf. Es war groß, aber nicht besonders dick, und hatte einen dunkelroten Ledereinband. Er sah kostbar aus, bedeckt mit geschwungenen Mustern.

»Gib es mir!«, rief der Mann.

Der Titel stand nicht vorn auf dem Deckel, sondern in goldenen Lettern auf dem schmalen Buchrücken. *Das Alphabet des Schlafs*. Und ein Name: *S. Morena*.

Wieder erschütterten Detonationen das Haus, nun lauter. Eine Sirene heulte auf und verstummte nach wenigen Sekunden. Putz rieselte von der Decke auf den Jungen und

das Buch. Die stinkende Luft in der Maske wurde immer heißer.

Der Mann schrie etwas Unverständliches und streckte die Hand in den Spalt, um das Buch entgegenzunehmen. Doch der Junge, der sich mit Gefangenschaft auskannte, war nicht bereit, es ihm so leichtfertig zu überlassen. Gewiss würde der Mann sonst ohne ihn verschwinden.

»Gib schon her!«

Der Junge schüttelte den Kopf, drehte ihn dann nach links und schob sich in den Spalt. »Nimm den Arm da weg!«, rief er.

»Erst das Buch!«

»Nein.«

Aber er bemerkte schnell, dass er die linke Hand brauchen würde, um sich an der Kante auf die andere Seite zu ziehen. Diesmal bekam er Panik, als er die enge Stelle in der Mitte erreichte, und darüber ließ ihn die Maske im Stich. Er begann Lichter zu sehen, tanzende, feurige Kreise, und da ließ er das Buch einfach fallen.

Der Mann fing es auf und zog es aus dem Spalt. Er las den Titel, nickte zufrieden und schob es unter seinen Mantel. Das Buch verschwand darin, als würde es ein Teil von ihm, so als wäre sein Brustkorb aus Gelee. Der Junge hatte plötzlich Angst davor, den Mann ohne Maske zu sehen.

»Deine Hand!«

Der Junge kämpfte mit Panik und Platzangst, aber es gelang ihm, seinen linken Arm für einen kurzen Moment ruhig zu halten. Der Fremde packte ihn und zerrte ihn mit einem brutalen Ruck aus dem Spalt. Der Junge stieß gegen ihn, und beinahe wären beide gestürzt, mitten in das Meer von Büchern auf dem Boden der Bibliothek.

»Pass doch auf!«

»Entschuldigung.«

»Entschuldige dich nicht.«

»Aber ich -«

»Spar deine Atemluft. Du wirst sie noch brauchen.« Der Mann lief los, ohne sich umzusehen, eilte mit großen Schritten über die Bücherhügel und geborstenen Regale, trat einen hölzernen Globus beiseite - ganz Europa brannte - und hielt kurz vor einer leeren Stelle an der Wand inne.

Der Junge sah ebenfalls hin. »Was war da?«

»Nichts. Gar nichts.«

Aber selbst durch das Maskenglas und den Rauch konnte der Junge einen verfärbten Umriss auf der Tapete erkennen, so als hätte dort lange Zeit etwas gestanden, groß wie eine Standuhr. Oder ein Sarg.

»Weiter!« Der Mann setzte sich wieder in Bewegung, und der Junge folgte ihm. Das Getöse der brennenden Villa kam von überallher, wahrscheinlich hätte er allein keinen Ausweg gefunden. Manchmal konnte er im Qualm den Mann kaum mehr sehen, obwohl der direkt vor ihm war.

Dann wieder schienen Flammen die dichten Schwaden zu verzehren und loderten in glasklarer Glut nur wenige Schritte entfernt. Immer wieder krachte es ganz in der Nähe, Teile der Decke fielen herunter. Kristalllüster schwankten hoch über ihnen, ihre geschliffenen Oberflächen reflektierten die Feuersbrunst. Die Hitze war kaum zu ertragen, die Luft unter der Maske schmerzte beim Einatmen wie geriebenes Glas.

Immer wieder rief der Mann etwas, das den Jungen antreiben sollte, doch das war nicht nötig. Er wusste, dass er um sein Leben rannte, und das tat er: rannte so schnell er nur konnte, wich Flammenlohen aus offenen Türen aus und dem Inferno im Foyer, wo eine mächtige Freitreppe Feuer gefangen hatte, eine Klaviatur aus grell lodernden und verkohlten Stufen. Auf halber Höhe lag eine tote Frau mit brennendem Oberkörper.

»Raus!«, schrie der Mann und gestikulierte zur offenen Haustür. »Raus hier, schnell!«

Über ihnen rasten Risse durch die Decke des Foyers, glühende Verästelungen, wo sich das Flammenmeer im ersten Stock durch Steine und Balken fraß.

»Phosphor!«, brüllte der Mann, was dem Jungen nichts sagte. Aber das Wort klang bedrohlich genug, um wieder nach vorn zu blicken, der Tür entgegen und dem, was dort draußen war. Noch mehr Feuer, der Garten brannte, und jenseits davon die schreiende, gemarterte Stadt, deren Existenz er nur vom Hörensagen kannte.

Sie waren gerade zur Tür hinaus, als die Decke des Foyers einstürzte. Unter brüllendem Lärm fielen die Stücke herab, barsten auf rußigem Marmor und begruben die Leiche auf der Treppe. Darüber ergoss sich eine Kaskade schneeweißer Glut, eine andere Art von Feuer als jenes, das der Junge bislang gesehen hatte. Flammen, die auseinanderspritzten und neue Brände entfachten, verheerender als alle vorherigen.

Am Rand des Vorplatzes lag eine Limousine auf der Seite. Feuer schlug aus den geborstenen Scheiben. Die Druckwelle einer Explosion hatte sie gegen den Stamm einer Eiche geschleudert. Aus der zerstörten Windschutzscheibe hingen verkohlte Überreste eines Körpers wie schwarze Äste.

Der Mann und der Junge rannten über Kies und Gras zwischen brennenden Bäumen hindurch. Der Rauch schien in bizarren Strömungen aufzusteigen, in grauen Säulen dem Nachthimmel entgegen, kroch aus Hecken und Laubengängen und aus den Fensterhöhlen hoher Backsteinbauten jenseits des Gartens.

So weit war der Junge noch nie gekommen. Er hatte den Park durch die Fenster der Bibliothek gesehen, bei dem Weihnachtsbesuch im großen Haus, aber er wusste nicht, wie es dahinter aussah.

»Ich bring dich hier raus!«, rief der Mann über die Schulter. »Ich halte mein Wort!«



Auch der Junge blickte zurück in die Hölle, in die sich die Villa und das prunkvolle Gartenhaus verwandelt hatten, vereint zu einer einzigen Feuersbrunst. Seine Gasmasken fühlte sich glühend heiß an, wie festgeschmolzen an seinem Gesicht. Als er Ruß von den Augengläsern wischen wollte, verbrannte er sich die Finger. Ein Wunder, dass er überhaupt noch etwas sah - und dabei den Vogel entdeckte.

Die Eule stieg aus dem Hochofen der prasselnden Villa auf, entging einem Fangarm aus Flammen und wurde eins mit dem Rauch. Der Junge war sicher, dass sie aus dem Haus geflogen war, nicht aus den Bäumen - eine Kreatur auf der Flucht wie er selbst -, und er dachte wehmütig, dass er sie gern schon früher gesehen hätte, denn er kannte Vögel nur von Bildern und war noch nie einem lebenden begegnet.

»Da war eine Eule«, sagte er zu dem Mann, doch der schien ihn nicht zu hören. »Eine echte, fliegende Eule!«

Sie rannten durch hohe Tore und Innenhöfe, immer weiter, bis die Luft nicht mehr in der Kehle brannte und das nächste Feuer fern genug war, um keine unmittelbare Bedrohung zu sein.

Da blieb der Mann stehen, drehte sich zu dem Jungen um, riss ihm die qualmende Maske vom Kopf, schob seine eigene nach oben und entblößte sein Gesicht.

## 2

1971

**I**n meiner Erinnerung hielt Marie meine Hand, als wir den Bibliothekssaal des Schlosses betraten. Ich weiß nicht, ob es genau so geschehen ist, aber wenn es so war, dann dachte sie sich gewiss nichts dabei. Oder dachte sich *gerade* etwas dabei, denn so war Marie, mit ihrem vieldeutigen Lächeln, diesem delphischen Wissen über das, was ich fühlte, sobald ich sie ansah, ob nun verstohlen oder unverhohlen.

Das Barockschloss der Familie Pallandt lag außerhalb von München, eine Dreiviertelstunde in Maries gelbem Käfer, mit dem sie mich am Hauptbahnhof abgeholt hatte. Rauchend, mit offenen Fenstern, waren wir über schmale Landstraßen gefahren, hinaus aus der Stadt, die träge in der Sommersonne lag wie die Nackten in den Isarauen.

Eigentlich waren wir Konkurrenten, kannten uns seit Jahren, waren ein paarmal zusammen im Bett gelandet, hätten aber nicht im Traum daran gedacht, das Ganze Beziehung zu nennen. Ich war nicht sicher, wie bindungsfähig Marie damals war, ich zumindest war es nicht. Am Bahnhof hatte sie kurz ihren Freund erwähnt,

vielleicht, damit ich nicht auf falsche Gedanken kam, aber eigentlich hatte sie immer irgendeinen Freund gehabt – und wie hätte es auch anders sein können, wenn man sie so ansah: klein und schmal, mit nussbraunem Haar, das sie immer sehr kurz trug, und diesem renitenten Blitzen hinter den runden Brillengläsern. Ihre Nase war klein und spitz und ein wenig nach oben gebogen, und aus irgendeinem Grund fand ich immer, dass sie von all dem Hübschen an ihr das Allerhübscheste war.

An diesem Tag trug sie Jeans mit weitem Schlag und ein kurzärmeliges gelbes Hemd, die Knöpfe offen bis zum Brustbein. Sie würde wohl noch als alte Dame wie eine Studentin erscheinen, indes mir die Vorstellung, Marie könnte je alt werden, absurd vorkam. Marie Ludwig war einunddreißig, sah aber aus wie einundzwanzig, war viel geschäftstüchtiger als ich und schnappte mir regelmäßig die besten Jobs weg. Darüber waren wir irgendwie zu Freunden geworden, was voll und ganz den Widersprüchen entsprach, die Marie wie einen Sternschnuppenschweif durchs Leben wirbelte.

Auch diesen Job hätte ich gern gehabt, spätestens als ich das Schloss vor uns sah und eine Ahnung davon bekam, welchen Tagessatz Maximilian Pallandt ihr bezahlte. Sie parkte an der Rückseite und führte mich durch einen Hintereingang in das weiße Gemäuer. Irgendwo hörte ich Angestellte mit Töpfen klappern, doch ich sah keinen von

ihnen, weil Marie ein Händchen für günstige Momente besaß, vor allem, wenn es um Verbotenes ging.

Und dann, wie gesagt, ergriff sie meine Hand und führte mich in die Schlossbibliothek. Innerhalb eines Augenblicks vergaß ich alles andere, die Sorge über die Angestellten ebenso wie den Anflug von Neid. So war es schon immer gewesen: Beim Anblick alter Bücher neige ich dazu, jeden Gedanken an angemessene Vergütungen und gesicherten Lebensunterhalt zu vergessen.

Ich hatte die Bücher gerochen, bevor ich sie zu sehen bekam, diesen ganz besonderen Duft, der vom Sterben kündigt, auch wenn das den wenigsten bewusst ist. Was wir als wunderbaren Buchgeruch empfinden, der so betörend ist wie das Lesen selbst, ist eine Folge der bakteriellen Zersetzung des Papiers. Armeen von Mikroorganismen sind nimmermüde zwischen den Deckeln zugange, marschieren im Stehschritt über Zeilen und Verse, nagen fleißig an Seiten und Serifen, verdauen Holz und Leim und Leder. Wir schwelgen in der duftenden Verheißung voller Bücherregale, während wir doch tatsächlich ihrem Untergang beiwohnen.

»Beeindruckend, oder?« Marie schloss die Tür und trat neben mich. Wir standen da wie zwei Sternsucher unter der Kuppel eines Planetariums. Ich kam mir sehr gewöhnlich vor inmitten dieser barocken Pracht aus wimmelnden Deckengemälden und üppigem Stuck,

geschnitztem Regalschmuck, gebohnertem Parkett und Ledersesseln, die schon beim Ansehen knirschten.

Operettenhafte Ornamente bedrängten das Auge von allen Seiten, und doch hing mein Blick nur an den Büchern. Sie standen dicht gedrängt in Reihen vom Boden bis zur Decke, die meisten sehr alt, mit braunen, gerundeten Rücken, unter denen sich hier und da gespaltene Lesebändchen wie Teufelszungen hervorschlängelten. Dies war die Bibliothek eines Sammlers, nicht eines Lesers. Hier hatte jemand um Vollständigkeit gerungen, um Gesamtausgaben, um Seltenheit und beständige Werte. Wenn Marie es geschickt anstellte und all das hier an die richtigen Leute verkaufte – und weil sie das konnte, war sie hier –, würde sie für die nächsten paar Jahre ausgesorgt haben.

Das Sichten, Katalogisieren und gewinnbringende Veräußern von Bibliotheken war unser beider Geschäft. Wir wurden gerufen, sobald die Sammler in ihren Särgen lagen und hilflose Erben vor Bücherwänden standen wie verirrte Konquistadoren vor aztekischen Dschungelruinen.

»Hast du gewusst, was dich hier erwartet?«, fragte ich, während ich an ein Regal trat und die Titel überflog.

»Sagen wir, ich hatte so ein Gefühl«, sagte Marie mit einem Lächeln, das keinerlei Zweifel daran ließ, dass sie sich gründlich vorbereitet hatte, bevor sie zum ersten Mal hergekommen war. Gewiss hatte sie jeden Artikel über Konrad Pallandt ausfindig gemacht, jeden

Zeitungsschnipsel auf irgendeinem Mikrofilm, jedes Porträt, in dem die Rede von der Sammelleidenschaft des Alten war. Zweifellos hatte sie alle veröffentlichten Fotos dieses Saales gekannt und wahrscheinlich noch einige mehr. Dabei hatte sie im Kopf überschlagen, wie viel Geld der Patriarch für sein Hobby ausgegeben hatte und was ihr das einbringen würde. Ich hätte es nicht anders gemacht. Nur nicht ganz so gründlich.

»Solide sechsstellig«, sagte ich. »Dein Anteil, nicht der Verkauf.«

Sie presste die Lippen aufeinander und lächelte noch ein wenig breiter.

Ich musste ebenfalls lachen. »Verdammt, wie hast du das angestellt? Es gab nicht mal eine Ausschreibung.«

»Gute Kontakte.«

»Die hab ich auch.«

Sie hob die Schultern und strich mit den Fingerspitzen an den Buchrücken entlang. »Maximilian Pallandt weiß, was sein Vater hier zusammengetragen hat. Nicht im Detail, aber er hat eine ungefähre Ahnung. Und ich hab nicht versucht, ihn bei meiner ersten Schätzung übers Ohr zu hauen. Der Mann ist Unternehmer, und er weiß es zu würdigen, wenn man ihn nicht für einen Idioten hält.«

»Dann waren noch andere hier?«

»Drei, vier«, sagte sie vage. »Lemmborg, soweit ich weiß. Auf jeden Fall Parnell. McCulloch ist extra aus Edinburgh eingeflogen. Sie haben's auf die übliche Tour



versucht: Das sehe ja alles sehr wertvoll aus, aber in Wahrheit gebe es kaum Käufer dafür, blablabla. Und Pallandt ist ihnen nicht auf den Leim gegangen.«

»Gut für dich«, sagte ich.

»Gut für mich. Und für dich.«

Ich schüttelte den Kopf. »Du brauchst meine Hilfe nicht.«

»Nein, aber du meine.«

»Wie meinst du das?«

»Komm mit.«

Sie ging voraus, quer durch den Saal, vorbei an Tischen voller Bücherstapel, und bog um eine Ecke in einen kleineren Seitentrakt, der immer noch weitläufiger war als viele Stadtbibliotheken. Hier standen die meisten Bände hinter Glas, viele hinter Gittern. Durch kleine Fenster unter der Decke fielen Lichtstrahlen, die auf ihrer Wanderung über den Marmorboden niemals die Bücherschränke berühren würden. Nichts an diesem Ort war dem Zufall überlassen worden, auch wenn es nicht danach aussehen sollte.

An der Stirnwand des Seitenflügels hatte man einen ägyptischen Sarkophag hochkant aufgestellt. Er war offen, der goldene Deckel dekorativ daneben drapiert. Im Inneren befand sich, ebenfalls durch Glas geschützt, eine menschliche Mumie, eingewickelt in Bandagen und so vergilbt wie die Bücher. Auch das Gesicht war fast

vollständig bedeckt, die Arme vor der Brust gekreuzt. Nur die Augenpartie lag offen, die Lider waren geschlossen.

»Ist die echt?«

Marie nickte. »Ist aber kein Pharao, nur irgendein armer Mönch, der sich nicht im Traum vorstellen konnte, dass er mal als Deko in der Bibliothek eines stinkreichen Buchhändlers landen würde.« Konrad Pallandt war kein einfacher *Buchhändler* gewesen, und darum überraschte mich auch die Mumie nicht allzu sehr. »Jedenfalls sagt das Pallandt junior. Sein Vater hat das Ding samt Sarkophagimitat schon vor dem Krieg von einem verarmten Adeligen gekauft.«

»Bibliotheksmumien waren mal 'ne große Sache«, sagte ich. »In der Bibliotheca Theresiana in Wien stehen gleich zwei davon. Und im Karmelitenkloster von Lissabon sogar drei. Zwei davon kommen allerdings aus Peru, nicht aus Ägypten. Ich bin nicht sicher, ob die zählen.«

Marie lächelte höflich. Zweifellos kannte sie alle fünf, vielleicht sogar persönlich.

Die Präsentation von Bibliotheksmumien war durchaus verbreitet. Ich hatte eine in der Stiftsbibliothek von St. Gallen gesehen, eine andere in einem Kloster bei Sevilla. Zudem gab es viele Berichte über Mumien, die im Laufe der Jahre aus berühmten Bibliotheken verschwunden waren. In Cambridge hatte es zwei gegeben, eine davon in der Bibliothek des Trinity Colleges, und es existierten Gerüchte über die angebliche Mumie der Kleopatra, die in

der französischen Nationalbibliothek ausgestellt worden war. In Deutschland hatte eine Mumie in der Fürstlichen Bibliothek von Kassel gestanden, in Polen eine in Breslau. Sie war vom Dichter Gryphius höchstpersönlich sezirt worden, irgendwann im siebzehnten Jahrhundert, und natürlich hatte er nichts Besseres zu tun gehabt, als ein Buch darüber zu schreiben. *Mumiae Wratislavienses*.  
Übrigens kein Bestseller.

Ich trat einen Schritt von dem falschen Sarkophag und der echten Mumie zurück, sah flüchtig die Spiegelung meines Gesichts auf ihrem, und wandte mich wieder Marie zu.

»Du hast mich nicht wegen einer Mumie herkommen lassen.«

»Nein«, sagte sie, »deswegen.«

Mein Blick folgte ihrer ausgestreckten Hand zu einem Glasschrank, der ein Stück weiter links stand. Er ähnelte den vielen anderen Schränken in diesem Teil der Schlossbibliothek. Aus der Hosentasche ihrer Jeans zog sie einen Schlüssel, den sie schon am Bahnhof dabeigehabt haben musste. Maximilian Pallandt wäre damit wohl nicht einverstanden gewesen. Genauso wenig hätte es ihm gefallen, einen Fremden in seinem Schloss anzutreffen. Private Führungen gehörten gewiss nicht zu Maries Aufgaben; ich war sicher, dass sie gerade ihren Job aufs Spiel setzte, um mir das hier zu zeigen.

Sie öffnete die Glastür des Schrankes und trat einen Schritt beiseite. »Schau's dir an.«

Jedes der Bücher im Inneren – grob überschlagen um die zweihundert – war in dunkelrotes Leder gebunden. Die Rücken besaßen sauber gearbeitete Bünde und Schilde mit feiner Typografie und vergoldeten Verzierungen. Viele davon waren nicht geprägt, sondern sorgsam aufgemalt. Ich erkannte die vorzügliche Handarbeit sofort, und ich begriff, warum Marie mich hier haben wollte.

»Sind das alles Steinfelds?«, fragte ich und kannte die Antwort, noch ehe ich sie aus dem Augwinkel nicken sah.

»Jedes einzelne.«

Mein Name ist Robert Steinfeld, und diese Bücher stammten aus der Buchbinderwerkstatt meiner Vorfahren. Jakob Steinfeld, mein Vater, hatte das Geschäft von seinem Vater übernommen und bis zu seinem Tod die Familientradition – das Binden kostbarer Einzelstücke – mit höchster Präzision und Hingabe betrieben. Vielleicht hätte ihm gefallen, dass auch ich beruflich mit Büchern zu tun hatte. Ich hatte nie die Möglichkeit, ihn danach zu fragen.

Beinahe ehrfürchtig zog ich einen Band aus einem der fünf Regalfächer des Glasschranks. Alles daran war makellos, von den Bordüren am Rand des Deckels über den farbigen Buchschnitt bis hin zu den goldenen Innenkanten und dem Vorsatz aus feinstem Papier. Abgesehen vom Buchschmuck waren die Deckel leer, der Titel stand auf dem Rücken: *Die Fünf und Vierzig* von Alexandre Dumas.